



Blauer Hibiskus

Von Chimamanda Ngozi Adichie

Wenn Götter vom Himmel fallen

Palmsontag

Bei uns zu Hause begann alles in die Brüche zu gehen, als mein Bruder Jaja nicht bei der Kommunion war und mein Vater sein schweres Meßbuch durch das Zimmer schleuderte und die Keramikfiguren auf der Etagere zerbrach. Wir kamen gerade von der Kirche. Mama legte die frischen Palmzweige, die noch feucht vom Weihwasser waren, auf den Eßtisch und ging nach oben, um sich umzuziehen. Später würde sie die Zweige zu schweren Kreuzen binden und sie neben unser goldgerahmtes Familienfoto an die Wand hängen. Dort blieben sie bis Aschermittwoch; dann trugen wir sie in die Kirche, wo sie zu Asche verbrannt wurden. Papa half jedes Jahr beim Austeilen der Aschekreuze, wie die anderen Laienbrüder in einem langen, grauen Gewand. Seine Reihe kam immer am langsamsten voran, weil er mit seinem ascheverschmierten Daumen besonders fest auf jede Stirn drückte, um ein perfektes Kreuz zu malen, und dabei langsam und bedeutungsvoll jedes einzelne Wort betonte: »Denn Staub bist du, und zum Staub wirst du zurückkehren.«

Papa saß bei der Messe immer in der ersten Reihe, gleich neben dem Gang, und Mama, Jaja und ich saßen neben ihm. Er war der erste, der zur Kommunion ging. Um die Hostie zu empfangen, knieten die meisten Leute nicht vor dem Marmoraltar und der lebensgroßen Statue der blonden Jungfrau Maria nieder, aber mein Vater schon. Er kniff die Augen so fest zusammen, daß sein Gesicht sich zu einer starren Grimasse verzog, und streckte dabei die Zunge heraus, so weit er nur konnte. Anschließend lehnte er sich in seiner Kirchenbank zurück und sah zu, wie die übrigen Gemeindemitglieder zum Altar pilgerten, die Handflächen aufeinandergepreßt und senkrecht nach oben gestreckt, als müßten sie einen auf den Rand gestellten Teller festhalten. So hatte es ihnen Pater Benedict beigebracht. Obwohl Pater Benedict schon sieben Jahre in St. Agnes war, nannten ihn die Leute immer noch »unseren neuen Priester«. Vielleicht hätten sie das nicht getan, wenn er nicht weiß gewesen wäre. Er sah einfach immer noch aus wie neu. Die Haut seines Gesichts, das die Farbe von

Kondensmilch hatte, war während dieser sieben Jahre im glutheißen Harmattan-Wind Nigerias kein bißchen braun geworden. Seine englische Nase war verkniffen und schmal, und damals, als er in Enugu eintraf, hatte ich befürchtet, er würde nicht genügend Luft durch sie bekommen. Pater Benedict hatte in der Gemeinde so manches umgekrempelt. Zum Beispiel durften das Credo und das Kyrie nur in Latein gesprochen werden, und Igbo, unsere Muttersprache, war verboten. Auch das Händeklatschen sollte auf ein Minimum beschränkt sein, um die Feierlichkeit der Messe nicht zu beeinträchtigen. Immerhin erlaubte er uns, die Opfergebete auf Igbo zu singen; er nannte sie »Eingeborenenlieder«.

Während seiner Predigten nahm Pater Benedict meistens Bezug auf den Papst, auf Papa und auf Jesus – in dieser Reihenfolge. Papas Beispiel benutzte er, um das Evangelium zu veranschaulichen. »Wenn wir unser Licht leuchten lassen vor allen Menschen, so tun wir es in Gedenken an den Einzug Christi in Jerusalem«, sagte er an diesem Palmsonntag. »Seht euch Bruder Eugene an. Er hätte es nach dem Putsch so machen können wie die anderen bedeutenden Männer in diesem Land. Er hätte beschließen können, nichts zu tun, damit die neue Regierung sich nicht in seine Geschäfte einmischt. Er aber nutzte den *Standard*, um der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen. Bruder Eugene trat für die Freiheit ein. Wie viele von uns sind aufgestanden und haben für die Wahrheit gekämpft? Wie viele von uns haben des glorreichen Einzugs in Jerusalem gedacht?«

Die Gemeindemitglieder sagten »Ja« oder »Gott segne ihn« oder »Amen«, aber nicht zu laut, damit es nicht klang wie bei den Pfingstgemeinden, die überall aus dem Boden schossen. An manchen Sonntagen hörte die Gemeinde sogar aufmerksam zu, wenn Pater Benedict über Sachen redete, die schon alle wußten, zum Beispiel, daß Papa die größte Geldsumme für den Peterspfennig und für St. Vincent de Paul gespendet hatte. Oder daß er die Kartons mit Meßwein bezahlt hatte oder die neuen Öfen im Kloster, wo die Ehrwürdigen Schwestern die Hostien buken, oder den neuen Flügel des St.-Agnes-Krankenhauses, wo Pater Benedict immer die Letzte Ölung verabreichte. Und ich saß dann neben Jaja, die Knie zusammengepreßt, und versuchte, ein ausdrucksloses Gesicht zu machen, damit man nicht sah, wie stolz ich war. Papa sagte immer, daß Bescheidenheit sehr wichtig ist.

Auch Papas Gesicht war ausdruckslos, wenn ich ihn anschaute, wie auf dem Foto in der Zeitung, nachdem *Amnesty World* ihm einen Menschenrechtspreis verliehen hatte. Er hatte nur dieses eine Mal erlaubt, daß in seiner Zeitung etwas über ihn geschrieben wurde. Sein Chefredakteur, Ade Coker, hatte gesagt, Papa sei zu bescheiden. Das hatten Jaja und ich von Mama gehört; Papa sagte uns solche Sachen nicht. Das ausdruckslose Gesicht behielt er, bis Pater Benedict seine Predigt beendet hatte und es Zeit für die Kommunion war. Nachdem er das Sakrament empfangen hatte, beobachtete er, wie die Gemeindemitglieder zum Altar gingen, und nach der Messe berichtete er Pater Benedict, wenn jemand an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen nicht zur Kommunion ging. Er ermutigte ihn, diese verlorenen Schafe in die Gemeinde zurückzuholen; denn es konnte nur

eine Todsünde sein, wenn jemand zwei Sonntage hintereinander die Kommunion ausließ.

An diesem Palmsonntag, an dem alles anders wurde, sah also Papa, daß Jaja nicht zum Altar ging und haute mit seinem ledergebundenen Meßbuch, aus dem rote und grüne Lesebändchen hingen, auf den Eßtisch, als wir nach Hause kamen. Der Tisch war aus schwerem Glas. Er wackelte, ebenso wie die Palmzweige, die darauf lagen.

»Jaja, du bist nicht zur Kommunion gegangen«, sagte Papa. Es war fast eine Frage.

Jaja blickte auf den Tisch hinab, als spräche er zu dem Meßbuch. »Von der Waffel kriege ich schlechten Atem.«

Ich starrte Jaja an. War bei ihm eine Schraube locker? Papa bestand darauf, daß wir Hostie sagten, weil »Hostie« die Heiligkeit des Leibes Christi am besten ausdrückte. »Waffel« war zu weltlich, denn Waffeln waren etwas, das in Papas Fabriken hergestellt wurde – Schokowaffeln, Bananenwaffeln, ein Gebäck eben, das die Leute ihren Kindern als Belohnung gaben, wenn es etwas Besseres sein sollte als Kekse.

»Und außerdem wird mir immer ganz schlecht, wenn der Priester mich am Mund berührt«, sagte Jaja. Er wußte, daß meine erschrockenen Augen ihn anflehten, still zu sein, aber er schaute nicht zu mir her.

»Es ist der Leib unseres Herrn.« Papas Stimme war sehr leise. Sein Gesicht war aufgedunsen und mit eitergefüllten Pusteln bedeckt, aber jetzt schien es noch mehr anzuschwellen. »Du kannst nicht einfach aufhören, den Leib unseres Herrn zu empfangen. Das bedeutet den Tod, und das weißt du.«

»Dann sterbe ich eben.« Vor Angst hatten Jajas Augen die Farbe von Teer angenommen, aber jetzt blickte er Papa direkt ins Gesicht. »Dann sterbe ich eben, Papa.«

Papa schaute sich rasch im Zimmer um. Dann nahm er das Meßbuch und warf es quer durch den Raum nach Jaja. Es verfehlte Jaja, aber es traf die Glasetagere, die Mama so oft polierte. Es zertrümmerte das obere Bord, schleuderte die cremefarbenen, fingergroßen Ballettänzerinnen aus Keramik auf den harten Boden und landete auf den vielen Scherben, ein wuchtiges, ledergebundenes Meßbuch mit allen Lesungen für die drei Zyklen des Kirchenjahres.

Jaja rührte sich nicht. Papa schwankte von Seite zu Seite. Ich stand an der Tür und beobachtete sie. Der Deckenventilator drehte sich, und die Glühbirnen, die daran befestigt waren, schlugen klirrend aneinander. Dann kam Mama in ihren Gummislippen herein, die leise, klatschende Geräusche auf dem Marmorboden machten. Sie hatte ihr münzbesticktes Sonntagswickeltuch und die Bluse mit den

Puffärmeln ausgezogen und trug jetzt ein schlichtes buntgemustertes Tuch, locker an der Taille zugebunden, und das weiße T-Shirt, das sie jeden zweiten Tag anhatte. Es war ein Andenken an ein spirituelles Exerzitium, an dem sie und Papa teilgenommen hatten; die Worte gott ist liebe standen in schiefen Buchstaben über ihren schweren Brüsten. Sie starrte auf die Keramikscherben, kniete nieder und begann sie mit bloßen Händen aufzusammeln.

»*Nne, ngwa*. Geh hoch und zieh dich um«, sagte meine Mutter zu mir. Ich erschrak, obwohl ihre Worte auf Igbo ruhig und besänftigend klangen. Im selben Atemzug sagte sie zu Papa: »Dein Tee wird kalt«, und zu Jaja: »Komm und hilf mir, *biko*.«

Papa setzte sich an den Tisch und goß sich aus dem Service mit den Bordüren aus rosa Blümchen Tee ein. Ich wartete darauf, daß er Jaja und mich dazu aufforderte, einen Schluck davon zu nehmen, so wie er das immer tat. Er nannte das einen Schluck der Liebe, weil man die kleinen Dinge, die man liebt, mit den Personen teilt, die man liebt. Der Tee war immer zu heiß, immer verbrannte ich mir den Mund, und wenn es zum Mittagessen etwas Scharfes gab, brannte es noch mehr auf meiner wunden Zunge. Aber das machte nichts, weil ich wußte, wenn der Tee mir auf der Zunge brannte, dann brannte er auch Papas Liebe in mich hinein. Heute jedoch sagte Papa nicht: Nimm einen Schluck der Liebe; er sagte gar nichts, während ich ihm zusah, wie er die Tasse an seine Lippen hob.

Jaja kniete neben Mama nieder, formte aus dem Kirchenblättchen, das er in der Hand hielt, eine flache Kehrschaufel und legte eine der scharfkantigen Scherben darauf. »Sei vorsichtig, Mama, sonst schneidest du dich in die Finger«, sagte er.

Ich zog an einem der Zöpfe, die unter meinem schwarzen Kirchenschal verborgen waren, um sicherzugehen, daß ich nicht träumte. Warum verhielten sich Jaja und Mama so normal, als wüßten sie nicht, was gerade eben passiert war? Und warum trank Papa seelenruhig seinen Tee, als hätte Jaja ihm nicht gerade eine freche Antwort gegeben? Ich drehte mich um und ging nach oben, um mein rotes Sonntagskleid auszuziehen.

Als ich mich umgekleidet hatte, saß ich an meinem Schlafzimmerfenster. Der Kashewbaum war so nahe, daß ich die Hand hätte ausstrecken können, um ein Blatt zu pflücken, wenn nicht das silberfarbene Moskitogitter dazwischen gewesen wäre. Die glockenförmigen gelben Früchte hingen träge und schwer an den Zweigen und lockten Bienen an, die summend gegen das Gitter vor meinem Fenster flogen. Ich hörte, wie Papa nach oben in sein Zimmer ging. Ich schloß die Augen, und wartete darauf, daß er Jaja rufen würde. Nichts passierte, und nach langen, stillen Minuten öffnete ich die Augen wieder und sah nach draußen. Unser Hof war so groß, daß hundert Leute darin *atilogu* tanzen konnten. Die Mauern, auf denen sich elektrisch geladener Stacheldraht ringelte, waren so hoch, daß ich die Autos, die an unserem Haus vorbeifuhren, nicht sehen konnte. Es war zu Beginn der Regenzeit, und die Tempelbäume erfüllten den Hof mit dem betäubend süßlichen Duft ihrer Blüten. Eine Reihe von purpurroten

Bougainvilleen, kerzengerade beschnitten wie ein Küchentisch, trennte die knorrigen Bäume von der Auffahrt. Vor dem Haus standen üppige Hibiskussträucher. Am Blauen Hibiskus zeigten sich die ersten schläfrigen Knospen, doch die meisten Blüten trug der rote Hibiskus. Er schien so schnell zu blühen, zumal wenn man bedachte, wie oft Mama Zweige abschnitt, um den Kirchenaltar zu schmücken.

Ich legte mich auf das Bett und dachte über die Vergangenheit nach, all die Jahre, in denen Jaja und Mama und ich mehr durch unsere Seelen miteinander gesprochen hatten als mit unseren Lippen. Bis Nsukka. Mit Nsukka hatte alles angefangen. In Tante Ifeomas kleinem Garten in Nsukka war das Schweigen gelüftet worden. Plötzlich schien mir, als sei Jajas Trotz wie Tante Ifeomas besondere Züchtung von Blauem Hibiskus: selten, mit dem leisen Duft von Freiheit, einer anderen Freiheit als der, die die Menschen nach dem Putsch auf dem Government Square gefordert hatten, singend, in den Händen Zweige mit grünen Blättern. Die Freiheit, zu sein, zu handeln.

Doch meine Erinnerungen begannen nicht erst in Nsukka. Sie begannen in einer Zeit davor, als die Hibiskussträucher in unserem Garten in flammendem Rot standen.

Als unsere Seelen miteinander sprachen

Ich saß an meinem Schreibtisch, als Mama in mein Zimmer kam, meine Schuluniformen über dem Arm. Ich hatte sie an diesem Morgen zum Trocknen aufgehängt. Jaja und ich wuschen unsere Schuluniformen selbst, während Sisi den Rest unserer Kleidung besorgte.

»Danke, Mama. Gerade wollte ich sie selber hereinholen«, sagte ich. Es gehörte sich nicht, wenn man eine ältere Person seine Aufgaben erledigen ließ, aber Mama machte das nichts aus; es gab so vieles, was ihr nichts ausmachte.

»Es wird gleich einen Schauer geben. Ich wollte nicht, daß sie naß werden.« Sie strich mit der Hand über meine Uniform, einen grauen Rock mit dunkler getöntem Bund, der gerade lange genug war, um meine Waden zu bedecken. »*Nne*, du wirst noch ein Bruderchen oder Schwesterchen bekommen.«

Ich starrte sie an. Die Knie fest zusammengepreßt, saß sie auf meinem Bett. »Du bekommst ein Baby?«

»Ja.« Sie lächelte. Ihre Hand strich immer noch über meinen Rock.

»Wann?«

»Im Oktober. Ich war gestern bei meinem Arzt in der Park Lane.«

»Gott sei's gedankt.« Das sagten Jaja und ich, wenn gute Dinge passierten, weil Papa das von uns erwartete.

Mama ließ fast widerwillig von meinem Rock ab. »Auf Gott ist Verlaß. Weißt du, als du auf die Welt gekommen warst und ich all diese Fehlgeburten hatte, haben die Leute im Dorf angefangen zu reden. Unsere *umunna* hat sogar Leute zu deinem Vater geschickt, um ihn zu bedrängen, mit einer anderen Frau Kinder zu zeugen. So viele Leute hatten Töchter, die gewillt waren, das zu tun, und viele von den Mädchen waren sogar auf der Universität gewesen. Sie hätten viele Söhne zur Welt bringen können, und dann hätten sie unser Zuhause übernommen und uns davongejagt, so wie Mr. Ezendus zweite Frau es gemacht hat. Dein Vater aber ist bei mir geblieben, bei uns.« Sie sagte sonst nie so viel auf einmal. Meine Mutter sprach so, wie Vögel essen, immer in kleinen Häppchen.

Ich wünschte, Mama hätte ihn nicht mit Mr. Ezendu verglichen, überhaupt mit niemandem; das machte ihn kleiner und beschmutzte ihn.

»Ja«, sagte ich. Ich hielt die Kleider vorsichtig im Arm, damit sie ordentlich gefaltet blieben. »Gottes Wege sind unergründlich.« Daß sie seit ihrer letzten Fehlgeburt vor sechs Jahren versucht hatte, ein Baby zu bekommen, hatte ich nicht gewußt. Ich konnte mir sie und Papa nicht einmal vorstellen, zusammen auf ihrem Bett, das maßgefertigt und breiter war als die üblichen Doppelbetten. Wenn ich mir Zuneigung zwischen ihnen vorstellte, kam mir immer das Bild in den Sinn, wenn sie bei der Messe den Friedensgruß austauschten, die Art, wie Papa sie in den Armen hielt, nachdem sie sich die Hände gereicht hatten.

»Sisi und ich machen *moi-moi* für die Schwestern. Sie werden bald hiersein«, sagte Mama, bevor sie wieder nach unten ging. Ich folgte ihr und legte meine gefalteten Uniformen auf den Tisch in der Diele, wo Sisi sie zum Bügeln abholen würde.

Die Schwestern, Mitglieder der Betgruppe »Unsere liebe Frau von der wundersamen Münze«, trafen bald darauf ein, und ihre Gesänge auf Igbo, begleitet von kräftigem Händeklatschen, tönten bis in den ersten Stock.

Sie hatten gerade mit dem Dankgebet für das Essen begonnen, als ich Jaja die Treppe heraufstürmen hörte. Ich wußte, daß er als erstes in mein Zimmer kommen würde, weil Papa nicht zu Hause war.

»*Ke kwanu?*« fragte ich, als er hereinkam. Auf seiner Schuluniform, auf der das Abzeichen von St. Nicholas prangte, waren immer noch die Bügelfalten zu sehen. Letztes Jahr war er zum ordentlichsten Jungen seines Jahrgangs ernannt worden, und Papa hatte ihn so fest umarmt, daß Jaja dachte, er würde ihm die Rippen brechen.

»Gut.« Er stand neben meinem Schreibtisch und blätterte beiläufig in meinem Schulbuch *Einführung in die Technik*. »Was hast du gegessen?«

»Garri.« *Ich wünschte, wir würden immer noch zusammen zu Mittag essen*, stand in Jajas Augen geschrieben.

»Ich auch«, sagte ich laut.

Jaja wußte, was ich zu Mittag gegessen hatte. An der Küchenwand hing ein Speiseplan für uns, den Mama zweimal im Monat austauschte. Er fragte mich trotzdem immer danach. Das taten wir oft – dem anderen Fragen stellen, auf die wir die Antworten schon wußten. Vielleicht, damit wir die anderen Fragen, auf die wir die Antworten nicht wissen wollten, nicht stellten.

»Mama ist schwanger«, sagte ich.

Jaja schloß kurz die Augen und öffnete sie dann wieder. »Wir werden auf den Kleinen aufpassen. Wir werden ihn beschützen.«

Es war während der Familienzeit am nächsten Tag, einem Samstag, als der Putsch stattfand. Papa hatte Jaja gerade Schachmatt gesetzt, als im Radio Marschmusik gespielt wurde und uns die feierlichen Klänge aufhorchen ließen. Ein General mit starkem Hausa-Akzent verkündete, es habe einen Staatsstreich gegeben, und wir hätten eine neue Regierung. In Kürze würde man uns mitteilen, wer unser neues Staatsoberhaupt sei.

Papa schob das Schachbrett beiseite und entschuldigte sich, um in seinem Arbeitszimmer zu telefonieren. Schweigend warteten Jaja, Mama und ich auf ihn. Ich wußte, daß er seinen Chefredakteur Ade Coker anrief, vielleicht um ihm zu sagen, was er über den Staatsstreich schreiben solle. Als Papa zurückkam, sah er bedrückt aus; seine eckigen Lippen schienen nach unten zu hängen. Aus Staatsstreichen entstehen neue Staatsstreiche, sagte er und erzählte uns von den blutigen Putschen der Sechziger, die zum Bürgerkrieg geführt hatten. Das war kurz, nachdem er zum Studieren nach London gegangen war.

Natürlich, sagte Papa, seien alle Politiker korrupt, und der *Standard* habe viele Artikel über Kabinettsmitglieder gebracht, die Geld auf ausländischen Konten horteten, Geld, mit dem eigentlich Lehrer bezahlt oder Straßen gebaut werden sollten. Doch was Nigeria brauche, seien keine Soldaten; was wir brauchten, sei eine rundum erneuerte Demokratie.

Am Tag nach dem Staatsstreich saßen wir im Wohnzimmer und lasen Zeitung; unser Zeitungslieferant brachte uns jeden Morgen jeweils vier Exemplare der wichtigsten Blätter ins Haus. Zuerst lasen wir den *Standard*. Nur im *Standard* stand ein kritischer Leitartikel, in dem die neue Militärregierung aufgefordert wurde, sofort zur Demokratie zurück zu kehren.

»Der Leitartikel im *Standard* ist gut geschrieben«, sagte Mama.

»Ade ist eben der Beste«, sagte Papa mit beiläufigem Stolz, während er ein anderes Blatt in Augenschein nahm. »»Wachwechsel.« Was für eine Schlagzeile. Schreiben darüber, wie korrupt die Zivilregierung war, als glaubten sie allen Ernstes daran, das Militär sei nie korrupt. Mit diesem Land geht es bergab, das sage ich euch.«

»Gott wird uns erlösen«, sagte ich, weil ich wußte, daß es Papa gefiel, wenn ich so etwas sagte.

»Ja«, Papa nickte. Dann beugte er sich vor und nahm meine Hand, ich hatte das Gefühl, mein Mund sei voll von schmelzendem Zucker.

In den folgenden Wochen klangen die Zeitungen verhaltener. Auch der *Standard* klang anders; er war kritischer, stellte mehr Fragen. Selbst die Fahrt zur Schule war anders. In der ersten Woche nach dem Putsch pflückte Kevin jeden Morgen grüne Zweige und steckte sie auf das Auto, oberhalb des Nummernschildes, damit uns die Demonstranten am Government Square durchließen. Die grünen Zweige bedeuteten Solidarität.

Zu Hause jedoch änderte sich nichts. Jaja und ich hielten uns an unsere Tagespläne, die Papa akkurat für uns eingeteilt hatte, stellten uns immer noch Fragen, auf die wir die Antworten bereits wußten. Die einzige Veränderung war Mamas Bauch, der langsam und unauffällig dicker wurde. Am Pfingstsonntag war er unter ihrem rotgoldenen Sonntagswickeltuch bereits deutlich zu erkennen. Der Altar war in demselben Rotton geschmückt wie Mamas Kleid.

Rot war die Farbe Pfingstens.

Nach der Messe standen wir draußen vor dem Eingang der Kirche und warteten auf Papa, der einige Leute begrüßte, die sich um ihn scharten. Dann wandte sich Papa in Richtung Pfarrhaus, weil wir nach der Messe immer Pater Benedict einen Besuch abstatteten.

»Laß mich im Auto warten, *biko*«, sagte Mama und lehnte sich an den Mercedes. »Ich spüre, daß ich mich übergeben muß.«

Papa wandte sich um und sah sie an. Ich hielt den Atem an. Der Moment kam mir ewig lang vor, obwohl er wahrscheinlich nur ein paar Sekunden dauerte.

»Bist du sicher, daß du im Auto warten willst?« fragte Papa.

Mama schaute zu Boden. »Mein Körper fühlt sich irgendwie nicht richtig an«, murmelte sie.

»Ich habe gefragt, ob du sicher bist, daß du im Auto bleiben willst.«

Mama schaute auf. »Ich komme mit. So schlimm ist es doch nicht.«

Papas Gesicht blieb unverändert. Er wartete darauf, daß sie zu ihm kam, dann drehte er sich um, und sie machten sich gemeinsam auf den Weg zum Haus des Priesters. Jaja und ich folgten ihnen. Ich sah Mama an, erst jetzt fiel mir auf, wie verhärrt sie aussah. Ihre Haut, die sonst das geschmeidige Braun von Erdnußpaste hatte, sah so aus, als wäre alle Feuchtigkeit aus ihr entwichen, wie die Farbe von rissiger Erde im Harmattan.

Das Pfarrhaus ähnelte einer Kirche, als hätte der Architekt zu spät bemerkt, daß er ein normales Wohnhaus bauen sollte. Der Bogen, durch den man ins Eßzimmer ging, erinnerte an den Zugang zu einem Altar.

»Bruder Eugene!« rief Pater Benedict. Sein blasses Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er Papa sah. Der Pater saß am Esstisch, über eine Mahlzeit gebeugt und bat uns alle an den Tisch. Aber Papa lehnte in unserem Namen ab und ging allein zu ihm, um leise mit ihm etwas zu besprechen.

»Wie geht es dir, Beatrice?« fragte Pater Benedict und hob die Stimme, damit Mama ihn aus dem Wohnzimmer hören konnte. »Du siehst nicht gut aus.«

»Es geht mir gut, Pater. Bloß meine Allergien machen mir zu schaffen, wissen Sie, wenn der Harmattan und die Regenzeit aufeinandertreffen.«

»Und ihr, Kambili und Jaja, hat euch die Messe gefallen?«

»Ja, Pater«, sagten Jaja und ich gleichzeitig.

Ein wenig früher als sonst verabschiedeten wir uns von Pater Benedict. Papa sagte nichts im Auto, nur sein Kinn mahlte, als knirschte er mit den Zähnen. Wir schwiegen und lauschten dem »Ave-Maria« aus dem Kassettenrecorder. Als wir nach Hause kamen, hatte Sisi für Papas Tee den Tisch gedeckt.

»Ich schenk dir deinen Tee ein«, bot Mama an, obwohl sie das nie tat.

Papa achtete nicht auf sie und goß sich seinen Tee selbst ein, dann forderte er Jaja und mich auf, einen Schluck zu nehmen. Jaja trank und stellte die Tasse zurück auf die Untertasse. Papa nahm die Tasse und reichte sie mir. Ich hielt sie mit beiden Händen, nahm einen Schluck von dem Lipton-Tee, der mit Milch und Zucker gesüßt war.

»Danke, Papa«, sagte ich und spürte, wie mir die Liebe auf der Zunge brannte.

Nach dem Mittagessen war ich in meinem Zimmer und las das 5. Kapitel aus dem Brief des Jakobus, als ich die Geräusche hörte. Ich lief zur Tür und lauschte. Schnelle, schwere Schläge gegen die Schlafzimmertür meiner Eltern. Ich stellte mir vor, daß die Tür vielleicht klemmte und mein Vater versuchte, sie aufzustemmen. Wenn ich es mir nur fest genug vorstellte, würde es wahr sein. Ich setzte mich wieder, schloß die Augen und begann zu zählen. Wenn man

zählte, kam einem alles nicht so lang vor, nicht so schlimm. Manchmal war es vorüber, bevor ich bei zwanzig war. Diesmal war ich bei neunzehn, als es still wurde. Ich hörte, wie die Tür aufging. Papas Schritte auf der Treppe klangen schwerfälliger als sonst.

Ich trat im selben Moment aus meinem Zimmer wie Jaja. Wir standen am Treppenabsatz und sahen Papa hinab steigen. Mama hing über seiner Schulter wie einer der Jutesäcke mit Reis, die seine Fabrikarbeiter in großen Mengen an der Grenze nach Seme kauften. Er öffnete die Tür zum Eßzimmer. Dann hörten wir, wie die Haustür aufging und wie er etwas zu Adamu, dem Pförtner, sagte.

Auf dem Boden war Blut. Wir wischten die Blutspur auf, die sich die ganze Treppe hinabzog, als hätte jemand eine leckende Dose mit roter Wasserfarbe getragen. Jaja schrubbte, und ich wischte.

Am nächsten Nachmittag kam Mama nach Hause. Jaja und ich warteten an der Haustür, nahe genug beieinander, daß unsere Schultern sich berührten.

»Umu m«, sagte Mama und umarmte uns. »Meine Kinder.« Sie trug immer noch das weiße T-Shirt mit der Aufschrift gott ist liebe. Ihr grünes Wickeltuch hing ihr tiefer als sonst auf der Hüfte; es war nachlässig an der Seite geknotet. Ihre Augen blickten ins Leere.

»Es hat einen Unfall gegeben, das Baby ist weg«, sagte sie.

Ich rückte ein wenig von ihr ab und schaute auf ihren Bauch. Er sah immer noch groß aus und wölbte sich in einem sanften Bogen unter ihrem Wickeltuch. War sich Mama sicher, daß das Baby weg war?

Jedesmal, wenn ich die Wörter in meinen Lehrbüchern las, verwandelten sie sich in Blut. Auch als die Prüfungen näher rückten und wir mit dem Pauken begannen, ergaben die Worte immer noch keinen Sinn.

Ein paar Tage vor meiner ersten Prüfung saß ich in meinem Zimmer beim Lernen und versuchte mich auf jedes Wort einzeln zu konzentrieren, als es an der Tür läutete. Es war Yewande Coker, die Frau von Papas Chefredakteur. Ich konnte sie deutlich hören, weil mein Zimmer direkt über dem Wohnzimmer lag und ich noch nie erlebt hatte, daß jemand so schrie.

»Sie haben ihn mitgenommen! « rief sie zwischen heiseren Schluchzern.

»Yewande, Yewande«, Papas Stimme war viel leiser als die ihre.

»Was soll ich bloß machen, Sir? Ich habe drei Kinder! Eins hängt noch an meiner Brust! Wie soll ich sie alleine großziehen?« Ihr Worte konnte ich kaum hören; was ich statt dessen klar und deutlich vernahm, war das Schluchzen, das tief aus

ihrer Kehle drang. Dann sagte Papa: »Yewande, so dürfen Sie nicht sprechen. Mit Ade kommt alles in Ordnung. Ich verspreche es Ihnen. Ade geht es gut.«

Ich wußte, daß Ade Coker wegen der großen Cover-Story im letzten *Standard* festgenommen worden war, einer Reportage, in der es darum ging, daß das Staatsoberhaupt und seine Frau Leute dafür bezahlt hatten, daß sie Heroin ins Ausland schafften. In der Reportage wurde die kürzliche Hinrichtung der drei Männer kritisiert und nach den eigentlichen Drogenbaronen gefragt.

Kevin fuhr mich am letzten Schultag nach Hause. Mein Zeugnis hielt ich fest an die Brust gedrückt. Die Ehrwürdigen Schwestern gaben uns unsere Zeugnisse immer unverschlossen. Ich war in meiner Klasse Zweitbeste geworden. Es stand in Zahlen unter dem Zeugnis: »2/25«. Die Äbtissin, Mutter Lucy, hatte geschrieben: »Eine ausgezeichnete, gehorsame Schülerin und eine Tochter, auf die man stolz sein kann.« Aber ich wußte, daß Papa nicht stolz sein würde. Er hatte Jaja und mir oft gesagt, er würde nicht soviel Schulgeld für die Töchter des Unbefleckten Herzens und für St. Nicholas ausgeben, wenn andere Kinder am Schluß besser seien als wir.

Mama wartete wie immer am letzten Schultag an der Haustür, sang Loblieder auf Igbo, umarmte Jaja und mich und strich zärtlich über die Zeugnisse in unserer Hand. Es war das einzige Mal, daß sie zu Hause laut sang.

»*O me mma, Chineke, o me mma ...*«, fing Mama zu singen an und hielt inne, als ich sie begrüßte.

»Guten Tag, Mama.«

»*Nne*, ist alles gutgegangen? Dein Gesicht leuchtet nicht.« Sie trat beiseite, um mich hereinzulassen.

»Ich bin Zweite geworden.«

Mama sah mich an. »Komm und iß. Sisi hat Kokosnußreis gemacht.«

Ich saß an meinem Schreibtisch, als Papa nach Hause kam. Polternd kam er die Treppe hoch. Zuerst ging er in Jajas Zimmer. Mein Bruder war wie immer Klassenbester, und Papa würde stolz auf ihn sein und würde ihn umarmen. Etwas drückte schwer auf meine Blase, und ich lief auf die Toilette. Papa stand in meinem Zimmer, als ich zurückkam.

»Guten Abend, Papa, *nno*.«

»Ist in der Schule alles gutgegangen?«

Ich wollte sagen, daß ich Klassenzweite geworden war, damit er es gleich wußte und ich zu meinem Scheitern stehen konnte, aber statt dessen sagte ich nur: »Ja«,

und übergab ihm das Zeugnis. Er schien ewig zu brauchen, um es aufzuschlagen, und noch länger, um es zu lesen. Während ich wartete, versuchte ich, ruhiger zu atmen, wußte aber die ganze Zeit, daß es mir nicht gelingen würde.

»Wer ist Erste geworden?« fragte Papa schließlich.

»Chinwe Jideze.«

»Jideze? Das Mädchen, das letztes Jahr Zweitbeste war?«

Ich nickte. In meinem Bauch rumorte es, ein hohles Grummeln, das nicht aufhörte, selbst als ich die Luft anhielt.

»Kambili«, sagte Papa und holte tief Luft. »Du hast in diesem Schuljahr nicht dein Bestes gegeben. Du bist nur Zweite in deiner Klasse geworden, weil du es nicht anders wolltest.« Seine Augen waren traurig. Ich wollte sein Gesicht berühren, wollte mit der Hand über seine stoppeligen Wangen streichen. In seinen Augen standen Geschichten, die ich niemals erfahren würde.

In diesem Moment drang aus Papas Schlafzimmer das Läuten des Telefons; es klingelte öfter, seit Ade Coker verhaftet worden war. Papa ging hinaus. Ich saß da und wartete. Aber er kam nicht wieder und rief mich auch nicht zu sich, weder an diesem Tag noch am Tag danach, um zu entscheiden, wie er mich bestrafen würde. Ich fragte mich, ob er zu sehr mit Ade Cokers Fall beschäftigt war, aber selbst als er ihn eine Woche später aus dem Gefängnis freibekam, sprach er nicht mehr über mein Zeugnis. Auch darüber, daß er Ade Coker freibekam, verlor er kein Wort; wir sahen irgendwann wieder seinen Namen unter dem Leitartikel im *Standard* stehen. Er schrieb über den Wert der Freiheit und daß er niemals aufhören würde, sich für die Freiheit einzusetzen. Mit keinem Wort erwähnte er, wo man ihn eingesperrt hatte, wer für seine Verhaftung verantwortlich war oder was man mit ihm gemacht hatte. Es gab nur ein Postskriptum in Kursivschrift, in dem er seinem Verleger dankte, »*einem Mann von großer Integrität, dem tapfersten Mann, den ich kenne*«. Ich saß während der Familienzeit neben Mama auf der Couch und las diese Zeile wieder und wieder, und dann schloß ich die Augen, und es durchlief mich ganz heiß, so wie wenn Pater Benedict während der Messe über Papa sprach. Es war dasselbe Gefühl, wie wenn man niest: ein klares, prickelndes, befreiendes Gefühl.

Die Ferien waren kurz, nur zwei Wochen, und an dem Samstag, bevor die Schule wieder anfang, nahm Mama Jaja und mich mit auf den Markt, um neue Sandalen und Taschen für uns zu kaufen. Eigentlich waren unsere Taschen und die braunen Ledersandalen immer noch wie neu, nur ein halbes Schuljahr alt. Doch das war das einzige Ritual, das uns allein gehörte.

Am Montag fuhr Papa mich in die Schule. Die Mauern, die die höhere Schule der Töchter des Unbefleckten Herzens umgaben, waren wie die Mauern um unser Grundstück sehr hoch, jedoch anstelle des Stacheldrahts mit scharfen grünen

Glasscherben besetzt. Papa sagte, diese Mauern hätten seine Entscheidung beeinflusst, mich auf diese Schule zu schicken. Disziplin sei wichtig.

Ohne auf die Schulpförtner zu achten, schwärmten fliegende Händlerinnen um die Wagen, Mädchen, die viel jünger waren als ich und geschälte Orangen, Bananen und Erdnüsse feilboten. Schließlich gelang es Papa, das Auto auf das große Schulgelände zu lenken und in der Nähe des Volleyballfelds abzustellen.

»Wo ist dein Klassenzimmer?« fragte er.

Ich zeigte auf das Gebäude hinter einer Gruppe von Mangobäumen. Papa stieg mit mir aus, und plötzlich fragte ich mich, warum er mich selber zur Schule gefahren hatte.

Schwester Margaret sah ihn, als wir zu meinem Klassenzimmer gingen. Sie winkte fröhlich aus einer Gruppe von Schülern und Eltern und kam rasch zu uns herübergewatschelt.

Ein ganzer Schwarm von Wörtern flatterte aus ihrem Mund: wie es Papa gehe, ob er glücklich mit meinen Fortschritten bei den Töchtern des Unbefleckten Herzens sei und ob er an dem Empfang für den Bischof nächste Woche teilnehmen werde?

Als Papa ihr antwortete, nahm seine Stimme einen britischen Akzent an, so wie wenn er mit Pater Benedict redete. Er sei nur mitgekommen, um sich mein Klassenzimmer anzusehen.

»Wo ist Chinwe Jideze?« fragte Papa, als wir vor dem Klassenzimmer angekommen waren. Eine Gruppe von Mädchen stand schwatzend an der Tür. Eine Klammer legte sich langsam um meine Schläfen, während ich mich umschaute. Was würde Papa tun? Wie immer stand Chinwe mit ihrem hellhäutigen Gesicht mitten in der Gruppe.

»Es ist das Mädchen in der Mitte«, sagte ich. Würde Papa mit ihr sprechen? Sie an den Ohren ziehen, weil sie Klassenbeste geworden war? Ich wünschte, der Boden hätte sich aufgetan und das ganze Schulgelände verschluckt.

»Schau sie dir an«, sagte Papa. »Wie viele Köpfe hat sie?«

»Einen.« Um das zu wissen, brauchte ich sie nicht anzusehen, aber ich tat es trotzdem.

Papa zog einen kleinen Spiegel aus der Tasche. Er hatte die Größe einer Puderdose. »Schau in den Spiegel.«

Ich starrte ihn an.

»Schau in den Spiegel.«

Ich nahm den Spiegel und sah hinein.

»Wie viele Köpfe hast du, *gbo*?« fragte Papa. Zum ersten Mal an dem Tag sprach er Igbo.

»Einen.«

»Das Mädchen hat auch nur einen Kopf, nicht zwei. Wieso hast du sie dann gewinnen lassen?«

»Es wird nicht wieder vorkommen, Papa.« Ein leichter *ikuku* war aufgekommen und wirbelte braune Sandspiralen auf wie rostige Bettfedern. Ich spürte, wie sich der Sand auf meine Lippen legte.

Schließlich hörte Papa auf zu reden und steckte den Spiegel wieder ein.

»Kevin holt dich später ab«, sagte er. »Mach's gut. Lern schön.« Er umarmte mich, eine kurze Umarmung von der Seite.

Ich sah Papa hinterher, wie er den von grünen, blütenlosen Büschen gesäumten Pfad entlangging, als die Schulglocke läutete.

Bei der Versammlung vor dem Schulgebäude war es unruhig, und Mutter Lucy mußte mehrmals rufen: »Jetzt aber Ruhe, Mädchen!« Wie immer stand ich in der ersten Reihe, weil die Reihen dahinter den Mädchen vorbehalten waren, die zu Cliques gehörten. Die Lehrerinnen standen auf einem erhöhten Podium, große Gestalten in ihrer weiß-blauen Tracht. Nachdem wir ein Willkommenslied aus dem katholischen Gesangbuch gesungen hatten, las Mutter Lucy aus Matthäus, Kapitel V, bis Vers 11, und dann sangen wir die Nationalhymne. Daß wir die Hymne sangen, war relativ neu bei den Töchtern des Unbefleckten Herzens. Wir taten es erst seit letztem Jahr, weil einige Eltern darüber besorgt waren, daß ihre Kinder die Nationalhymne oder das Gelöbnis nicht kannten. Mutter Lucy kniff die Augen hinter ihrer dicken Brille zusammen und ließ den Blick über unsere Reihen schweifen. Sie wählte immer eine Schülerin aus, die mit dem Gelöbnis beginnen sollte, bevor die anderen einstimmten.

»Kambili Achike, bitte beginne mit dem Gelöbnis«, sagte sie.

Mutter Lucy hatte noch nie mich auserwählt. Ich öffnete den Mund, aber die Worte wollten nicht herauskommen.

»Kambili Achike?« Mutter Lucy und der Rest der Schule starrten mich an.

Ich räusperte mich, versuchte mit aller Kraft, die Worte aus mir herauszupressen. Ich konnte sie auswendig. Aber sie kamen nicht. Der Schweiß unter meinen Armen war warm und feucht.

»Kambili?«

Stotternd fing ich endlich an: »Ich gelobe, Nigeria, meinem Vaterland, treu zu sein, loyal und aufrichtig ...«

Der Rest der Schule stimmte mit ein, und während ich weiter die Lippen bewegte, versuchte ich ruhiger zu atmen. Nach der Versammlung gingen wir in Reih und Glied in unsere Klassenzimmer. In meiner Klasse war es wie immer: hinsetzen, Stühle rücken, Tische abstauben, den neuen Stundenplan von der Tafel abschreiben.

»Wie waren deine Ferien, Kambili?« fragte Ezinne und beugte sich zu mir herüber.

»Schön.«

»Seid ihr ins Ausland gefahren?«

»Nein«, sagte ich. Ich wußte nicht, was ich sonst noch sagen sollte, wollte Ezinne danken, weil sie nicht über mich lachte oder mich hinter meinem Rücken einen »Hinterhof-Snob« nannte, wie es die anderen Mädchen taten.

In den Augen der meisten meiner Klassenkameradinnen blieb ich ein Hinterhof-Snob, bis das Halbjahr zu Ende war. Aber das bereitete mir keinen allzu großen Kummer, denn etwas anderes belastete mich viel mehr – die Frage, wie es mir gelingen sollte, daß ich diesmal wieder Klassenbeste wurde. Es war ein Gefühl, als müßte ich jeden Tag in der Schule einen Sack mit Kies auf meinem Kopf balancieren, ohne ihn mit der Hand zurechtrücken zu dürfen.

Die Weihnachtsferien begannen Anfang Dezember. Als mich Kevin am letzten Schultag nach Hause fuhr, schielte ich in den Umschlag mit meinem Zeugnis und sah die Zahlen 1/25, geschrieben in einer so schiefen Handschrift, daß ich genauer hinsehen mußte, um sicherzugehen, daß es nicht 7/25 hieß. Als ich in jener Nacht einschlief, hatte ich das Bild von Papa vor Augen, wie sein Gesicht geleuchtet hatte, und im Ohr seine Stimme, mit der er mir sagte, wie stolz er auf mich sei und daß ich das erfüllt hätte, was Gott mit mir vorhatte.

Mit dem Dezember kamen die staubbeladenen Winde des Harmattan. Sie brachten den Duft nach Sahara und Weihnachten, rissen die schlanken, eiförmigen Blätter von den Tempelbäumen und die langen, wie Nadeln aussehenden Blätter von den Keulenbäumen und bedeckten alles mit einer braunen Schicht. Bei uns verbrachte man Weihnachten immer an dem Ort, aus dem man stammte. Schwester Veronica nannte es die alljährliche

Völkerwanderung der Igbo. Sie verstehe nicht, sagte sie mit ihrem irischen Akzent, der die Worte über die Zunge rollen ließ, warum so viele Leute des Igbo-Volkes sich riesige Häuser in ihren Heimatorten bauten, nur um dort im Dezember ein oder zwei Wochen zu verbringen. Ich fragte mich oft, warum Schwester Veronica das überhaupt verstehen mußte, wenn es das war, was man eben tat, und nichts anderes.

An dem Tag, an dem wir abreisten, blies eine starke Brise und zerrte so heftig an den Keulenbäumen, daß sie sich bogen und wanden, als verbeugten sie sich vor einem staubigen Gott.

In der Auffahrt standen die Autos mit offenen Türen und Kofferräumen und warteten darauf, beladen zu werden. Papa würde den Mercedes fahren, mit Mama, Jaja und mir. Kevin den Firmenwagen und Sunday, der Fahrer der Fabrik, fuhr den Volvo.

Papa gab Anweisungen, eine Hand in der Tasche seiner weißen Tunika, die andere zeigte immer wieder von Gepäckstück zu Auto. Bevor wir aus unserer von Toren verschlossenen Straße fuhren, begann Papa den Rosenkranz zu beten. Am Ende des ersten Gesetzes hielt er inne, damit Mama mit den nächsten zehn »Gegrüßet seist du Maria« weitermachen konnte. Jaja sprach das nächste Gesetz vor, dann war ich an der Reihe. Papa ließ sich Zeit mit dem Fahren. Die Schnellstraße bestand aus einer einzigen Spur, und wenn vor uns ein Lastwagen fuhr, blieb er hinter ihm und murmelte, daß die Straßen unsicher seien und die Leute in Abuja all das Geld unterschlagen hätten, mit dem die Schnellstraße eigentlich auf zwei Spuren ausgebaut werden sollte.

Das grüne Schild willkommen in Abba, an dem wir von der Schnellstraße abbogen, war leicht zu übersehen, weil es so klein war. Die Leute winkten und riefen Papas Titel »*Omelora!*«, als wir vorbeifuhren. Hütten aus Lehm und Stroh standen neben dreistöckigen Häusern, die sich hinter geschwungenen Toren aus Metall duckten. Halbnackte Kinder spielten mit schlaffen Fußbällen. Unter den Bäumen saßen Männer auf Bänken, tranken Palmwein aus Kuhhörnern und verschmierten Glaskrügen. Als wir endlich vor den breiten schwarzen Toren unseres Landhauses anhielten, war der Wagen mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Unser Pförtner öffnete die Tore.

Noch immer blieb mir beim Anblick unseres Hauses die Luft weg, so schön und majestätisch war es, dieses vierstöckige weiße Haus mit dem Springbrunnen davor, den Kokospalmen rechts und links und den Orangenbäumen, die den Eingangshof zierten. Drei kleine Jungen kamen auf das Gelände gerannt, um Papa zu begrüßen. Sie waren schon die ganze Straße entlang hinter den Autos hergelaufen.

»*Omelora!* Guten Abend, *sah!*« riefen sie im Chor. Sie trugen nur Shorts, und ihre Bauchnabel standen heraus wie kleine Ballons.

»*Kedu nu?*« Papa gab jedem von ihnen einen Zehn-Naira-Schein aus einer Geldrolle, die er aus seiner Reisetasche nahm. »Schöne Grüße an eure Eltern, und zeigt ihnen dieses Geld, ja?«

»Ja, *sah!* Danke, *sah!*« Laut lachend rannten sie davon.

Kevin und Sunday packten die Lebensmittel aus, während Jaja und ich die Koffer aus dem Mercedes holten. Mama ging mit Sisi zum Hinterhof, um die dreibeinigen Kochstellen aus Gußeisen aufzustellen. Unser eigenes Essen würde auf dem Gasherd in der Küche gekocht werden, aber die Kochstellen waren für die großen Töpfe, in denen die Frauen unserer *umunna*, unseres Clans, Reis, Eintöpfe und Suppen für Besucher zubereiteten. Wir waren immer darauf eingerichtet, an Weihnachten das ganze Dorf durchzufüttern. Immerhin lautete Papas Titel *omelora* – der, der etwas für die Gemeinschaft tut.

Das Rascheln der Kokospalmwedel weckte mich. Außerhalb unserer hohen Tore hörte ich Ziegen meckern und Hähne krähen und die Rufe von Leuten, die sich über die Lehmmauern hinweg begrüßten.

Ich streckte die Hand aus und schob mein Schlafzimmerfenster hoch, um die saubere Luft hereinzulassen, die ein klein wenig nach Ziegenkot und überreifen Orangen roch. Jaja klopfte an meine Tür.

»Bist du auf?« fragte er. »Laß uns zum Beten runtergehen, bevor Papa uns ruft.«

Ich schlang mein Wickeltuch, das ich in der warmen Nacht als leichten Überwurf benutzt hatte, über mein Nachthemd, verknotete es unter der Achsel und folgte Jaja nach unten.

Papa und Mama saßen in einem der kleinen Wohnzimmer, die von dem großen Salon im Erdgeschoß abgingen.

Papas Augen waren klar und leuchtend; offenbar war er schon seit Stunden wach. Er blätterte in seiner Bibel mit den Apokryphen, die in glänzendes schwarzes Leder gebunden war.

Er las aus den Psalmen, bevor er das Vaterunser, das »Gegrüßet seist du Maria«, das »Ehre sei dem Vater« und das Glaubensbekenntnis sprach. Schließlich betete er für die Bekehrung unseres Papa-Nnukwu, damit Papa-Nnukwu nicht in der Hölle schmorte. Mit der Beschreibung der Hölle hielt sich Papa eine Weile auf, als ob Gott nicht selber wüßte, daß die Flammen dort ewig sind. Am Ende hoben wir alle die Stimme und sagten: »Amen!«

Papa schloß die Bibel. »Kambili und Jaja, ihr geht heute zum Haus eures Großvaters und begrüßt ihn. Kevin fährt euch hin. Denkt daran, daß ihr kein Essen anrührt und nichts trinkt. Und bleibt nicht länger als fünfzehn Minuten.«

»Ja, Papa.«

Am späten Morgen fuhr Kevin uns zu Papa-Nnukwu. »Euer Vater sagt, daß ihr fünfzehn Minuten bleiben dürft«, erinnerte er uns.

»Das wissen wir«, sagte Jaja.

Er öffnete Papa-Nnukwus quietschendes Holztor, das so schmal war, daß Papa nur seitlich durchgepaßt hätte, wenn er seinen Vater jemals besucht hätte. Der Hof war winzig, höchstens ein Viertel unseres Hinterhofes in Enugu. Zwei Ziegen und ein paar Hühner liefen herum und pickten an ein paar trockenen Grashalmen. Das Haus, das mitten auf dem Gelände stand, war klein, kompakt wie ein Würfel, und es fiel schwer, sich vorzustellen, wie Papa und Tante Ifeoma hier aufgewachsen waren. Als Jaja und ich zum ersten Mal zu Besuch gekommen waren, war ich gleich ins Haus gegangen und hatte nach einer Toilette gesucht, Papa-Nnukwu hatte gelacht und auf das Außenklo gezeigt, ein schrankgroßes Häuschen aus rohen Zementblöcken mit einer Matte aus geflochtenen Palmzweigen als Sichtblende. An jenem Tag hatte ich auch ihn einer genauen Prüfung unterzogen. Ich suchte nach Anzeichen für ein Anderssein, für Gottlosigkeit. Gefunden hatte ich keine, aber ich war mir sicher, daß sie irgendwo waren.

Papa-Nnukwu saß auf einem niedrigen Schemel auf der Veranda, Schüsseln mit Essen standen auf einer Matte aus Raffiabast vor ihm. Er stand auf, als wir näher kamen. Er hatte ein Wickeltuch um seinen Körper geschlungen und im Nacken verknotet, darunter trug er ein einstmals weißes, durch das Alter bräunlich gewordenes Unterhemd, das unter den Achseln vergilbt war.

»*Neke! Neke! Neke!* Kambili und Jaja sind gekommen, um ihren alten Vater zu begrüßen!« Obwohl Papa-Nnukwu vom Alter gebeugt war, konnte man leicht erkennen, wie groß er einmal gewesen war. Er schüttelte Jajas Hand und umarmte mich. Ich drückte mich einen Moment länger zärtlich an ihn und hielt die Luft an, weil ein sehr starker und unangenehmer Geruch nach Maniok an ihm haftete.

»Setzt euch und eßt!« er deutete auf die Raffiamatte. In den Emailleschüsseln war flockiger *fufu* und eine wäßrige Suppe ohne jegliche Einlage aus Fleisch oder Fisch.

»Nein, danke, Sir«, sagten wir und setzten uns auf die Holzbank, die neben ihm an der Hauswand stand.

»Ich habe gehört, daß ihr gestern angekommen seid«. Seine Unterlippe zitterte ebenso wie seine Stimme, und manchmal verstand ich ihn erst ein oder zwei Momente, nachdem er gesprochen hatte, weil er den alten Dialekt sprach, in dem es noch keine anglierten Wendungen gab wie in unserem Sprachgebrauch.

»Ja«, bestätigte mein Bruder.

»Kambili, du bist schon so erwachsen geworden, eine reife *agbogho*. Bald werden die ersten Verehrer aufkreuzen«, sagte er, um mich zu necken. Sein linkes Auge, das langsam blind wurde, war mit einer Schicht bedeckt, die in Farbe und Beschaffenheit an verwässerte Milch erinnerte. Ich lächelte, als er die Hand ausstreckte, um meine Schulter zu tätscheln.

»Papa-Nnukwu, geht es dir gut? Wie geht es deinem Körper?« fragte Jaja.

»Mir geht es gut, mein Sohn. Wie kann es einem alten Mann anders gehen als gut, bis er sich zu seinen Ahnen begibt?« Er hielt inne, um ein Bällchen *fufu* in den Garten zu werfen und Ani, den Gott der Erde, zu bitten, mit ihm zu essen. »Meine Beine tun mir weh. Eure Tante Ifeoma bringt mir Medizin, sooft sie kann. Aber ich bin ein alter Mann. Wenn mir die Beine nicht weh tun, dann sind es eben die Hände.«

»Kommen Tante Ifeoma und ihre Kinder dieses Jahr her?« fragte ich.

Papa-Nnukwu kratzte sich an den störrischen weißen Haarbüscheln, die auf seinem ansonsten kahlen Kopf wuchsen. »*Ehye*, ich erwarte sie morgen.«

»Letztes Jahr sind sie nicht gekommen«, sagte Jaja.

»Ifeoma konnte es sich nicht leisten.« Papa-Nnukwu schüttelte den Kopf. »Seit der Vater ihrer Kinder gestorben ist, macht sie harte Zeiten durch. Aber dieses Jahr will sie sie hierher bringen. Ihr werdet sie sehen. Es ist nicht in Ordnung, daß ihr sie kaum kennt, eure Cousins.«

Jaja und ich sagten nichts. Wir kannten Tante Ifeoma und ihre Kinder nicht sehr gut, weil sie und Papa wegen Papa-Nnukwu gestritten hatten. Papa hatte Papa-Nnukwu verboten, sein Haus zu betreten, und es waren einige Jahre vergangen, bis sie endlich wieder miteinander redeten.

Jaja stand auf: »Wir müssen gehen, Papa-Nnukwu«.

»Na gut, mein Sohn«, sagte Papa-Nnukwu. Er sagte nicht: Was, jetzt schon? Oder: Hat mein Haus euch vergrault? Er war daran gewöhnt, daß wir, schon ein paar Minuten nachdem wir gekommen waren, wieder aufbrachen. Während er uns zum Auto brachte, auf seinen krummen Stock gestützt, den er aus einem Ast geschnitzt hatte, stieg Kevin aus dem Auto, begrüßte ihn und reichte ihm ein dünnes Bündel Geldnoten.

»Oh! Dankt Eugene in meinem Namen«, Papa-Nnukwu lächelte. »Sagt vielen Dank.«

Er winkte uns, als wir davonfuhren. Wenn es Papa-Nnukwu etwas ausmachte, daß sein Sohn ihm Geldscheine schickte, noch dazu durch einen Chauffeur, zeigte er es nicht.

Tante Ifeoma kam am nächsten Abend, als die Orangenbäume begannen, ihre langen Schatten über den Springbrunnen vor dem Haus zu werfen. Ihr Lachen war bis in das Wohnzimmer im ersten Stock zu hören, wo ich las. Ich hatte es seit zwei Jahren nicht mehr gehört, aber dieses gackernde, herzliche Lachen hätte ich überall erkannt. Tante Ifeoma war so groß wie Papa und hat einen wohlproportionierten Körper. Sie ging schnell wie jemand, der genau weiß, wo er hinwill. Und sie sprach auch so, wie sie ging, als wollte sie in kürzester Zeit so viele Wörter von sich geben wie möglich.

»Willkommen, Tante, *nno*«, sagte ich und umarmte sie.

Sie schloß mich in die Arme und hielt mich ein paar Augenblicke lang fest an ihren weichen Körper gedrückt. Die breiten Revers ihres ausgestellten blauen Kleides dufteten nach Lavendel.

»Kambili, *kedu?*« Ein breites Lächeln legte sich über ihr dunkelhäutiges Gesicht und gab den Blick auf eine große Zahnücke zwischen ihren vorderen Schneidezähnen frei.

»Mir geht's gut, Tante.«

»Du bist so gewachsen. Schau dich bloß an.« Sie streckte die Hand aus und zog an meiner linken Brust. »Sieh nur, wie schnell die gewachsen sind!«

Ich wandte das Gesicht ab und holte tief Luft, damit ich nicht ins Stottern kam. Mit dieser Art von Späßen wußte ich nicht umzugehen.

Mama kam herein. Sie trug ein Tablett, schwer beladen mit Limonaden- und Malzbierflaschen. Auf den Flaschen stand ein Teller *chin-chin*.

»*Nwunye m*, für wen sind die?« fragte Tante Ifeoma.

»Für dich und die Kinder«, sagte Mama. »Sagtest du nicht, die Kinder würden bald kommen?«

»Du solltest dir wirklich nicht soviel Mühe machen. Wir haben auf dem Weg *okpa* gegessen.«

»Dann packe ich euch das *chin-chin* ein«, sagte Mama. Sie trug heute ein schickes gelbbedrucktes Wickeltuch und eine passende Bluse mit gelber Spitze an den kurzen Puffärmeln.

Ich saß auf dem Sofa bei Tante Ifeoma und Mama, als meine Cousins und meine Cousine eintrafen. Amaka war eine dünnere, halbwüchsige Version ihrer Mutter. Sie ging und sprach sogar noch schneller und gezielter als ihre Mutter. Nur ihre Augen waren anders; sie hatten nicht die bedingungslose Wärme von Tante Ifeomas Augen. Es waren spöttische Augen, die viele Fragen stellten und nicht viele Antworten akzeptierten. Obiora war ein Jahr jünger, hatte eine sehr helle Haut und honigfarbene Augen hinter dicken Brillengläsern, und seine Mundwinkel waren zu einem ewigen Lächeln nach oben gezogen. Chimas Haut war so dunkel wie der Boden eines Topfes mit angebranntem Reis, und er war groß für seine sieben Jahre. Das Lachen der Kinder war wie das von Tante Ifeoma: ein rauhes, gackerndes Lachen, in das sie voller Begeisterung ausbrachen.

Sie begrüßten Papa, und als er ihnen zu *igba krismas* Geld gab, dankten ihm Amaka und Obiora und hielten stolz die dicken Bündel mit Naira-Scheinen in der Hand. In ihren Augen stand höfliche Überraschung, als wollten sie nicht anmaßend wirken und zeigen, daß sie nicht mit Geld gerechnet hatten.

»Ihr habt hier Satellitenfernsehen, oder?« fragte mich Amaka. Es war das erste, was sie sagte, nachdem wir uns begrüßt hatten. Ihr Haar war kurz geschnitten, vorne länger, in einem Bogen nach hinten kürzer werdend und im Nacken ganz ausgedünnt.

»Ja.«

»Können wir CNN gucken?«

Ich zwang mich zu einem nervösen Husten, in der Hoffnung, auf diese Weise nicht ins Stottern zu kommen.

»Wir schauen nicht viel fern«, sagte ich.

»Warum?« fragte Amaka. »Vielleicht, weil es euch langweilt? Wenn wir bloß alle Satellitenfernsehen hätten, damit jeder es langweilig finden kann!«

Ich wollte sagen, daß es mir leid tat. Fernsehzeit war einfach in Papas Tagesplänen für uns nicht vorgesehen. Aber Amaka hatte sich schon ihrer Mutter zugewandt. »Mom, wenn wir noch nach Ukpo wollen, müssen wir bald los, damit wir zurück sind, bevor Papa-Nnukwu einschläft.«

Tante Ifeoma stand auf. »Ja, *nne*, wir sollten fahren.«

Sie hielt Chima an der Hand, als sie nach unten gingen. Amaka drehte sich nicht um, um mir auf Wiedersehen zu sagen, die Jungen aber taten es, und Tante Ifeoma winkte mir zu und rief: »Wir sehen dich und Jaja morgen.«

Papa fuhr uns zur Weihnachtsmesse in St. Paul. Als wir auf das weitläufige Kirchengelände einbogen, wollten Tante Ifeoma und ihre Kinder gerade in ihren Kombi steigen. Sie warteten, bis Papa den Mercedes anhielt, und kamen dann herüber, um uns zu begrüßen. Tante Ifeoma sagte, sie seien in der Frühmesse gewesen und würden uns zur Mittagszeit treffen. Amaka trug denselben hellroten Lippenstift wie ihre Mutter; damit sahen ihre Zähne noch weißer aus, als sie lächelte und sagte: »Frohe Weihnachten!«

Obwohl ich versuchte, mich auf die Messe zu konzentrieren, ging mir Amakas Lippenstift nicht aus dem Sinn; immer wieder fragte ich mich, wie es wohl war, sich Farbe auf die Lippen zu streichen.

Als wir nach Hause kamen, waren bereits alle Couchen und Sofas im Wohnzimmer besetzt; einige Leute hockten sogar auf den Beistelltischchen. Alle Frauen und Männer erhoben sich, als Papa hereinkam, und riefen rhythmisch: »*Omelora!*« Papa machte die Runde, schüttelte Hände, umarmte und sagte: »Frohe Weihnachten!« und »Gott segne dich!«

Als wir später mit Tante Ifeoma und ihren Kindern bei Tisch saßen, begann Papa das Dankgebet zu sprechen. Es dauerte ein wenig länger als sonst, mehr als zwanzig Minuten, und als er schließlich sagte: »Durch Christus, unseren Herrn«, rief Tante Ifeoma so laut »Amen!«, daß man sie unter allen Stimmen heraushören konnte.

»Wolltest du, daß der Reis kalt wird, Eugene?« murmelte sie. Papa faltete seelenruhig seine Serviette auseinander, als hätte er sie nicht gehört.

Die Geräusche von Gabeln, die auf Teller trafen, und von Vorlegelöffeln, die über Platten kratzten, erfüllten den Raum.

Amaka häufte sich fast alles auf einmal auf den Teller – Jollof-Reis, *fufu* und zwei verschiedene Suppen, gebratenes Huhn und Rindfleisch, Salat und Creme –, wie jemand, der lange Zeit nichts mehr zu essen bekommen würde.

»Eßt ihr Reis immer mit Messer und Gabel und mit Servietten dazu?« fragte sie und sah mich von der Seite an.

Ich nickte und hielt die Augen auf meinen Jollof-Reis gerichtet. Ich wünschte, Amaka hätte leiser gesprochen. An eine solche Unterhaltung bei Tisch war ich nicht gewöhnt.

»Eugene, du mußt die Kinder einmal zu Besuch zu uns nach Nsukka kommen lassen«, sagte Tante Ifeoma. »Wir haben zwar kein hochherrschaftliches Haus, aber wenigstens könnten sie ihre nächsten Verwandten besser kennenlernen.«

»*Ngwanu*, wir werden sehen«, sagte Papa. Zum ersten Mal sprach er Igbo. Er blickte so finster, als wären seine Augenbrauen zusammengewachsen.

»Hast du schon von Aokpe gehört, Onkel Eugene?« fragte Amaka. »Es ist ein kleines Dorf in Benue. Die Heilige Jungfrau erscheint dort.«

Ich fragte mich, wie Amaka das machte, daß sie einfach den Mund aufmachte und die Wörter herausfließen ließ.

Papa war eine Weile mit Kauen und Schlucken beschäftigt, bevor er erwiderte: »Ja, ich habe davon gehört.«

»Ich möchte mit den Kindern eine Pilgerfahrt dorthin unternehmen«, sagte Tante Ifeoma. »Vielleicht können Kambili und Jaja mitkommen.«

Amaka blickte überrascht auf. Sie wollte etwas sagen, hielt dann aber inne.

»Nun, die Kirche hat die Echtheit der Erscheinungen noch nicht bestätigt«, sagte Papa und blickte nachdenklich auf seinen Teller.

»Du weißt, daß wir alle längst tot sein werden, bevor die Kirche offiziell von Aokpe spricht«, sagte Tante Ifeoma. »Selbst wenn die Kirche sagt, daß es nicht echt ist – es geht doch um den Grund der Pilgerfahrt. Und wir tun es aus unserem Glauben heraus.«

Papa wirkte unerwartet angetan von dem, was Tante Ifeoma gesagt hatte. Er nickte langsam. »Wann wollt ihr fahren?«

»Irgendwann im Januar, bevor die Kinder wieder in die Schule müssen.«